Der illustrierte Sonntag

Nummer 3 | Sonntag, den 19. Januar 1941 | 10. Jahrgang

Versailles 1871

Von Walter Bloem

Am 18. Januar sind siebzig Jahre seit dem ersten jener „Tage von Versailles" vergangen, die einen tiefen Einschnitt in die Geschichte des deutschen Volkes bedeutet haben: seit der „Kaiser-Proklamation", der Wiedererrichtung des Reiches.

Als Kaiser Napoleon III. am 19. Juli 1870 Preußen den Krieg erklärte, trat ihm nicht nur der gesamte 1867 unter preußischer Führung entstandene „Norddeutsche Bund" entgegen, sondern auch die süddeutschen Fürstentümer, die noch 1866 gegen Preußen gekämpft hatten, nahmen Frankreichs Fehdehandschuh auf. Jeder deutsche Soldat, der damals ins Feld zog, focht in dem Willen und mit der felsenfesten Gewißheit, daß das Waffenbündnis dieses Krieges sich zum „ewigen" Bunde des wiedererstehenden Deutschen Reiches erweitern müsse — allerdings auf unabsehbare Zeit noch ohne Oesterreich, das seit Königgrätz geschlagen und grollend draußen stand. Diese Hoffnung der Heere und auch der Heimat erfüllte jener 18. Januar 1871 im Königsschlosse von Versailles.

Die Aeltesten unter den heutigen Deutschen erinnern sich noch, daß ihrer Jugend dieser Tag als die Erfüllung der alten Sehnsucht nach dem einigen Reiche der Deutschen galt. Heute wissen wir, daß damals nur eine Teilerfüllung erreicht wurde — allerdings eine bedeutungsvolle und folgenträchtige. Schon dieser vorläufige, äußerlich und innerlich gleich unvollkommene Zusammenschluß der Deutschen brachte einen so sichtbaren Aufschwung unseres nationalen Lebens, eine so überwältigende Fülle von Macht, Weltgeltung, Glanz des deutschen Namens, daß unsere geblendeten Augen jahrzehntelang die Mängel des Einigungswerkes übersahen. Wir vergaßen, daß das Bismarckreich noch längst nicht das ganze von deutschstämmigen Menschen bewohnte Gebiet des einstigen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation umfaßte. Im Glück über die Wiedergewinnung des Elsaß und Lothringens wollten wir nicht daran denken, daß andere große Teilgebiete, die dem Reich in Zeiten der Ohnmacht von Frankreich entrissen worden waren, sowie weitere, die freiwillig das sinkende Reichsschiff verlassen hatten, außerhalb des neuerrichteten Reiches ihr Sonderdasein fortsetzten — ja wir nahmen sogar die kleindeutsche Lösung, den Verzicht auf die Wiederaufnahme Oesterreichs in den erneuerten Reichsverband, als entgültige Entscheidung des deutschen Schicksals hin.

Wir sahen darüber hinweg, daß dieses neue Reich schon dem Wortlaute seiner Verfassung nach nicht ein Bund der zur deutschen Nation vereinigten Volksgesamtheit war, sondern nur ein Bund des Fürsten, der freilich die Genehmigung der „Volksvertretungen" erhalten hatte. Wir mochten uns die Freude über das Errungene nicht durch das Bewußtsein trüben lassen, daß dieses „geeinigte" Deutschland auch weiterhin aus vier Königreichen und einer Vielzahl von Großherzogtümern, Herzogtümern, Fürstentümern, Freien Städten zusammengesetzt bleiben sollte, denen das zu dauerndem Aschenbrödeldasein verurteilte „Reichsland Elsaß-Lothringen" angegliedert worden war. Schlimmer noch: dieser äußeren Buntscheckigkeit entsprach eine noch immer in der Tiefe fortglimmende partikularistische Gesinnung. Sie träumte sogar vom Wiederaufstehen der formell schon beseitigten alten Staatengebilde und „Volkstümer" wie des Königreichs Hannover, der Herzogtümer Kurhessen und Hessen-Nassau ...

Wir waren für den Augenblick bereit, uns einzureden, wir seien tatsächlich schon, wie unser großer Schiller es ersehnt hatte, „ein einzig Volk von Brüdern" — obwohl doch außer den Trennlinien der Schlagbäume noch tiel tiefere Spaltungen uns zerklüfteten: die konfessionellen, die sozialen ... Alle diese Unvollkommenheiten, Unfertigkeiten, Vorläufigkeiten des neuen Reichsgebildes nahmen wir in Kauf, denn trotz alledem war mit dem Werke des 18. Januar schon etwas Gewaltiges erreicht, etwas nie zuvor Geglücktes: die Zusammenfügung von rund drei Fünfteln aller lebenden Menschen deutschen Blutes in einem Staatswesen, das diesen Namen wirklich verdiente. Pufendorf, der große Staatsrechtslehrer des preußischen Hofes seit 1688, hatte jenes erste seltsame Gebilde des Heiligen Römischen Reiches als ein „politisches Monstrum" bezeichnet. Er würde auch das Bismarckreich noch immer mit dem gleichen Verdammungsurteil belegt haben. Aber es stellte doch nicht nur eine „Erneuerung", eine „Auferstehung" des ersten Kaiserreiches dar — es war ein vollkommeneres, kraftvolleres Staatswesen als jenes erste, das seit Jahrhunderten nur noch ein Scheinleben geführt hatte, mehr Traum und Sehnsucht als Wirklichkeit gewesen war.

Wir aber, denen es vergönnt ist, das Werk, das Bismarck unvollendet hinterlassen mußte, in eine vollkommene Erfüllung hineinreifen zu sehen — wir begehen das siebzigjährige Gedenken des großen Glückstages von Versailles in dankbarem Gedenken an seine Vollbringer.

Wir nennen zuerst den „Reichsschmied" Otto von Bismarck, dessen stählerner Wille, dessen unerschütterlicher Glaube, dessen unwiderstehliche Urkraft, getreu seinem Grundsatze, daß Politik „die Kunst des Möglichen" sei, mit klarem Blick für die Vorläufigkeit und Bedingtheit des zur Stunde Erreichbaren, eben dieses Werk, einer Welt von Widerständen zum Trotz, in die Wirklichkeit seiner Gegenwart zwang. Wir gedenken der verständnisvollen Haltung jener deutschen Fürsten, die damals große Teile ihrer landesherrlichen Gewalt an das neue Reichsoberhaupt abtraten, und der „deutschen Völker", die mit gewaffneter Hand, in treuer Kameradschaft Schulter an Schulter fechtend, das erneuerte Krondiadem aus dem Feuer der Schlachten holten.

Vor dieser Großtat deutscher Vergangenheit erheben wir heute unseren Blick mit ehrfürchtigem Danke zu dem Schöpfer des Großdeutschen Reiches, der Erfüllung des alten Sehnsuchtstraumes aller Deutschen.



(Aufn. Nies, Lippstadt)

„Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung." Dann rief Großherzog Friedrich von Baden mit lauter Stimme: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" — und nun erzitterten die Spiegelscheiben des Saales unter den begeisterten Rufen der anwesenden Fürsten, Staatsmänner, Abgeordneten, Offiziere und Mannschaften. Auch von unten herauf erschollen die Hurras der dort aufgestellten Truppen. Kronprinz Friedrich Wilhelm trat nun heran und wollte dem Kaiser huldigen. Dieser hob ihn auf und küßte ihn. Nachdem der Monarch die Glückwünsche der Fürsten entgegengenommen hatte, ließ er die Abordnungen der Offiziere an sich vorüber gehen und verließ die Versammlung unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches, um in die Präfektur zurückzufahren. — An diesem geschichtlichen Vorgang nahm auch Generalfeldmarschall von Hindenburg als junger Leutnant teil.

Im März kehrte Wilhelm I. als Kaiser nach Deutschland zurück und zog unter Jubel und Glockenklang in die Reichshauptstadt ein. Der am 10. Mai in Frankfurt abgeschlossene Friedensvertrag legte Frankreich milde Friedensbedingungen auf und respektierte seine nationale Ehre.

Kaum fünfzig Jahre später! — Nach vierjährigem heldischem Ringen, in dem Deutschland die englische Würgehand abwehrte, zerbrach es trotz seiner stählernen Armee, weil seine politische Führung zu schwach war, um in dieser entscheidenden Stunde das Vermächtnis von 1871 zu erfüllen und des „Reiches Mehrer zu sein". Der Feind kostete den Triumph der Rache und lud die deutsche Delegation zur Unterzeichnung des „Friedensvertrages" in den Spiegelsaal zu Versailles, der Geburtsstätte des emporgeblühten deutschen Kaiserreiches, das es jetzt zu vernichten galt. Der Unterzeichnungsakt selbst ging mit größtem Gepränge vor sich. Saal und Schloß waren überfüllt, als die Deutschen kamen. Ungefähr tausend Neugierige drängten sich in den Gängen und im Saal, darunter etwa hundertfünfzig elegant gekleidete Damen! Dieses empfand sogar ein Henry Wilson, der den Deutschen in nichts geneigt war, als nicht richtig. Dabei war die Szene im Mittelpunkt denkbar unfeierlich. Die Deutschen kamen. Dann folgte unter andauerndem Summen und Plaudern die Kette der Unterzeichnungen, und die Deutschen verschwanden wieder! Das Ganze war eine große Sensationsvorstellung, ohne Würde — die schon rein äußerlich die Gewissenlosigkeit der Urheber deutlich verriet. —

Versailles 1941! Die Kriegsfahne unseres Reiches weht seit einem halben Jahre wieder auf dem Königsschloß! Gegen den Haß und Vernichtungswillen unserer Feinde, der in diesen Räumen einen „Friedensvertrag" gestaltete, wurde ein neues, junges Deutschland geboren, das die schweren Ketten löste. Die Fahne auf dem Königsschloß kündet von dem herrlichsten Siege aller Zeiten! Sie sei uns am heutigen Tage eine ernste Mahnung und heilige Verpflichtung, des Reiches Ehre zu wahren und zum siegreichen Endkampf entschlossen zu sein, der Europa den Frieden und Deutschland sein unantastbares Lebensrecht für alle Zeiten sichert.

Theodor Tochtrop.

Das Königsschloß zu Versailles

Ein deutsches Schicksal

Heute vor siebzig Jahren wurde im Königsschloß Ludwig XIV. in Versailles durch Bismarcks starke Hand das zweite Reich gegründet, nachdem Frankreich unter den Schwertschlägen der preußischen Armee und ihrer deutschen Verbündeten innerhalb von sieben Monaten zusammengebrochen war. Der Tag des historischen Geschehens war ebenso denkwürdig wie der Ort. Genau 170 Jahre zuvor wurde der erste preußische König gekrönt. Im Schloß zu Versailles wurde schon mancher für Deutschland verderbliche Plan geschmiedet.

Damals wehte unsere Kriegsflagge auf dem Königsschloß und der Präfektur. Versailles war schon am 19. September 1870 von den deutschen Truppen besetzt worden, und Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte zunächst in der Präfektur Aufenthalt genommen. Vom 5. Oktober 1870 bis zum 6. März 1871 war sie dann Residenz seines Vaters und seiner nächsten Umgebung. Die Tageseinteilung des Monarchen war streng geregelt. Fast täglich erschien Bismarck zum Vortrag, der auch ein häufiger Gast der um vier Uhr angesetzten Mittagstafel war, zu der durchweg dreißig Persönlichkeiten geladen wurden. Besonders oft fuhr Wilhelm I. in das Versailler Schloß, um dort die Verwundeten zu besuchen oder die großartigen Sammlungen zu besichtigen. Auch am denkwürdigen 18. Januar 1871 verließ der König in dem einfachen Wagen, den er bei seinen täglichen Spazierfahrten benutzte, die Präfektur, um in das Schloß zu fahren. Im Schloßhof war bei dem Reiterstandbild Ludwigs XIV. die 1. Kompanie der Königsgrenadiere als Ehrenwache aufgestellt.

Am Fuße der Treppe empfing der Kronprinz seinen Vater, der dann von ihm und sämtlichen in Versailles anwesenden deutschen Fürsten geleitet, den Festsaal, die berühmte Spiegelgalerie, betrat. Der König begab sich auf eine am Ende des Saales aufgestellte Estrade und verlas eine kurze Ansprache an die Fürsten, worin er ihnen seinen Entschluß kundtat, der an ihn ergangenen Aufforderung zu entsprechen und für sich und seine Nachfolger auf dem preußischen Königsthron die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Hierauf verlas der Bundeskanzler Graf Bismarck die feierliche Proklamation an das deutsche Volk, die mit den Worten schloß:



Auf Wache an der Kanalküste (Weltbild / M.)

FRANZ KESTING:

An beiden Ufern

Der Monat Januar war früher für die Enten eine schlimme Zeit. Da war die Jagd auf die Breitschnäbel mit Beginn des neuen Jahres noch nicht geschlossen, und ehemals begann die Schonzeit für das unstete und flüchtige Wasserwild sogar erst mit dem Monat März.

Nach Schluß der Hasenjagd stürzte sich deshalb alles, was noch Passion hatte und Gelegenheit zur Entenjagd fand, auf diese, es sei denn, daß Sauen und Füchse ein noch lohnenderes Feld jagdlicher Betätigung boten.

So schön die Entenjagd an vereisten Flüssen aber auch war, sie hatte ihre Mucken. Da hieß es: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!" und wenn der Herr Nachbar am linken Ufer zuerst aufgestanden war, so brauchte sich der vom rechten Ufer gar keine Mühe mehr zu geben. Eine Suppe, von der das Fett bereits abgelöffelt ist, schmeckt immer schal.

Da half nur eine gutnachbarliche Vereinbarung: heute jage ich, morgen jagst du; übermorgen bin ich wieder an der Reihe, und tags darauf lasse ich dich ungeschoren. Noch besser aber, man traf sich zur bestimmten Stunde und Minute an der Grenze der Jagd und jagte gemeinsam bis zur nächsten Grenze. Das hatte nebenbei noch den Vorteil, daß man die Hunde nur ins Wasser zu schicken brauchte, wenn eine Ente verendet oder nur geflügelt in die Strömung fiel. Das ans jenseitige Ufer gefallene Wild konnte der Nachbar apportieren, und zum Schluß wurde dann ausgewechselt oder „Kippe" gemacht. Und so hatten wir es vereinbart, trotzdem man sich dabei mit dem Schießen höllisch in acht nehmen mußte.

Punkt 9 Uhr vormittags wollten wir uns treffen, und ich bekam wegen lumpiger zehn Minuten Verspätung zunächst mal einen Anpfeifer. Der Nachbar zur Rechten meinte, ich solle nächstens mit den Hühnern zu Bett gehen, dann könnte ich auch mit dem Hahn wieder heraus. Ich versprach Besserung, und dann ging's los.

Drei Angänge machten wir vergebens, und daran war das Eis schuld. Der Fluß hatte vor zwei Wochen das Tal mit Hochwasser beglückt, und nun stand hie und da noch Eis auf den Wiesen, dessen Knacken die Enten vorzeitig alarmierte. Sie hatten zudem wohl alle schon Pulver gerochen und waren sehr scheu.

Beim vierten Angang glückte es. In einer Krümmung lagen unter dichtem Weidengestrüpp vier Enten. Zwei fielen nach den Schüssen ans Ufer, ein Erpel schaukelte wie ein Wrack auf den eisigen Fluten. Mein Hund machte zunächst den üblichen Klamauk. Wütend bellte er den schaukelnden Erpel an, doch dann faßte er sich ein Herz. Hoch spritzte das Wasser, als Waldo hineinsprang. Ein Griff, und die Beute war sein. Unter Prusten und Schnauben brachte er die Ente ans Ufer. Dann schüttelte er sich das Wasser aus dem Fell und wälzte sich im Schnee. Auf das übliche Lob verzichtete er diesmal und raste lieber etwas in die Gegend, um sich warm zu laufen.

Von Osten her sah ich einen Flug Enten heranstreichen, die allem Anschein nach bei uns einfallen wollten. Wir pfiffen den Hunden und drückten uns, so gut es ging: ich unter eine Kopfweide, der Nachbar hinter eine Pappel.

Mit lautem Geplärr flogen die Enten in Keilform über uns hinweg. Das Gefieder der Erpel funkelte in der Morgensonne, und auch die stahlblauen Spiegel der braunen Enten glitzerten und glänzten. Da, wo wir unsern ersten Angang gemacht hatten, fiel die bunte Schar ein, und wir machten uns auf die Socken, um sie zu überlisten.

Doch der Mensch denkt, und St. Hubertus lenkt. Das knackende Eis machte uns einen Strich durch die Rechnung. Die Enten strichen ab, und wir blickten ihnen nach wie der Lohgerber, dem die Felle fortschwimmen. Des Nachbars Hund stand jedoch vor einem Weidenbusche und glotzte unentwegt in die Tiefe. Wir dachten schon, daß er einem Wasserhuhn die Ehre des Vorstehens erwies, als aber mein Weidgenosse mit einem Stück Rasen in den Busch warf, suchte ein Erpel das Weite; er kam jedoch nicht weit. Des Nachbars Schuß warf ihn ins Wasser, und sein Hund stürzte ihm nach.



Als der vom rechten Ufer den stolzen Antvogel an den Rucksack hing, sagte er: „Das ist entweder ein ganz Dummer oder ein ganz Schlauer", und ich entgegnete ihm darauf: „Die Dummen und die Superklugen sind meistens zähe; wenn du ihn nicht magst, will ich ihn wohl nehmen." Darauf blieb er mir jedoch die Antwort schuldig.

Von da ab wollte es aber mit der Jagd durchaus nicht mehr klappen, und nach verschiedenen Mißerfolgen nahten wir uns einem Wehr, dessen donnernden Fall der Ostwind schon von weitem zu uns herübertrug. Und mit ihm auch das Plärren eines lustigen Entenvolkes.

Wie Indianer auf dem Kriegspfade schlichen wir uns an die Schleuse, und da rauschte und klatschte es wohl von zwanzig Paar Entenflügeln. Vier Schüsse donnerten dazwischen, und fünf Enten trieben mit dem schäumenden Wasser flußab. Zwei von ihnen lebten noch und verendeten erst nach mehreren Fangschüssen.

Die Hunde hatten ihre liebe Not in dem schnellfließenden Wasser, aber sie kannten den Rummel, und etwa 200 Meter unterhalb des Wehrs barg mein Waldo auch die letzte Ente.

Es fiel mir auf, daß der vom rechten Ufer die beiden Enten, die sein Hund apportiert hatte, nicht an den Galgen hing, sondern im Rucksack verstaute. Als ich ihn nach dem Grunde fragte, sagt er schmunzelnd: „Dei sind mik beide sau verdächtig witt!" Meine drei waren jedoch durchaus normal gefärbt.

Im Begriff, weiterzugehen, sahen wir einen Mann in Holzschuhen eilig auf uns zukommen. Es war der uns wohlbekannte und auch sonst gut gesinnte Kötter Steffen. Wir ließen ihn näherkommen, und er beäugte mißtrauisch die an meinem Rucksack baumelnden Enten. Ja, er befühlte sie sogar und meinte: „Das sind wilde!"

„Kann ik duine auk mol seien?" fragte er den Nachbar zur Rechten, und als der nickte, turnte Steffen über das Wehr zu ihm herüber. Er begutachtete auch diese Enten und mußte zugeben, daß das auch wilde seien. Doch blieb er mißtrauisch und hätte wohl allzu gern auch noch die Geheimnisse des Rucksacks ergründet. Das wagte er aber nicht und meinte: „Do stimmet wat nit! Ik hewwe fuiftein Flugenten und ment drüttein sind no den Schüssen op en Hof ankummen!" Dann wandte er sich ohne Gruß und stiefelte ab.

Flugenten und Wildenten hatten sich also am Wehr zu einem Plauderstündchen vereinigt, und so war es gekommen, wie es oft kommt: „Und das Unglück schreitet schnell!"

Hernach schoß mein Weidgenosse noch einen Hasen. Den hat er dann tags darauf dem erzürnten Steffen als Pflästerchen auf die Wunde gelegt und noch eine Reihe Schnäpse dazu. Das hat Steffen wieder zufrieden und unser Gewissen rein gemacht.

An der Schleuse hörte meine Jagdberechtigung auf, und auch ich turnte über den schmalen Laufsteg des Wehrs. Am andern Ufer konnten wir noch etwa zwei Kilometer weiter jagen. Wir fanden aber keine Ente mehr. Es war wohl schon am linken Ufer gejagt und anscheinend mit gutem Erfolge, den wir fanden zweimal frischen Schweiß und Federn am Ufer.

Traditionsgemäß schlugen wir nun erst beim „roten Settchen" die Hacken unter den Tisch und löffelten zwei steife Punsch zur Auffrischung der müden Geister. Darauf machten wir noch einen Abstecher in die Heide und schossen hier drei Karnickel und einen Fasanhahn, kehrten dann nochmals beim „roten Settchen" ein und veranlaßten sie, uns einmal einen guten Kaffee zu kochen und däftig am Schinken herzuhalten. Als wir auch damit fertig waren, gingen wir zum Flusse zurück, um stromab der Heimat zuzujagen.

Der Laie könnte ein solches Unternehmen leicht für aussichtlos halten, man muß jedoch bedenken, daß an einem frosthellen Tage, an dem das prachtvolle Winterwetter mit Macht ins Freie lockt, die Enten weit und breit beunruhigt werden. Das dabei aufgescheuchte und beschossene Wild streicht dann meistens weit fort. Wenn aber seine Schwingen erlahmen, fällt es naturgemäß wieder auf offenem Wasser ein, unter Umständen auch dort, wo noch kurz vorher gejagt ist, allerdings stets unter der Voraussetzung, daß es keinen Argwohn schöpft.

Steffens Flugenten hatten sich schon wieder an der Schleuse eingefunden und luden durch ihr Geplärr von neuem wilde Artgenossen zu einem Stelldichein ein. Wir hatten aber genug an der einen Entgleisung und straften sie mit Verachtung. Auch sie hatten wohl beim Umgang mit Menschen ein Haar in der Suppe gefunden und strichen ab, als hätten wir es auf sie abgesehen.

In der Krümmung, in der wir zuerst auf Enten gestoßen waren, überraschten wir wieder ihrer sechs. Drei mußten ihren Flug jäh unterbrechen, doch gelang es einer, sich durch Tauchen vor dem Hunde zu retten. Wir haben sie auch nicht wiedergesehen, obschon die Hunde eifrig nach ihr suchten.

So langten wir denn nach etwa vierstündiger Jagd und einer Stunde Aufenthalt beim „roten Settchen" wieder da an, wo wir uns morgens getroffen hatten und begaben uns auf den Heimweg; zwar müde und etwas stuckerig, aber froh der reichen Beute und gehoben von dem Bewußtsein, uns einmal gründlich ausgelüftet zu haben.

Anekdoten - Humor

In einer Hofgesellschaft befand sich unter den Gästen auch ein Gelehrter, der kurz vorher geadelt worden war.

Seine Anwesenheit ärgerte sehr einen Grafen aus altem Geschlecht. Dauernd versuchte er zu spötteln und fragte schließlich so laut, daß er die ganze Gesellschaft hörte:

„Sagen Sie mal, mein Lieber, ist es richtig, daß Ihr Großvater noch Kälber geschlachtet hat?"

„Ich leugne es nicht!" war die unerwartete Antwort. „Aber der Unterschied zwischen unseren Großvätern ist nicht sehr groß: „Meiner schlachtete die Kälber, der Ihre aber zog sie groß!"

*

Schreckliche Strafe

„Und wie hast du die unerhörte Frechheit des jungen Mannes bestraft, als er dich küßte?" fragte die Mutter.

„Ich habe einfach so getan, als hätte ich gar nichts gemerkt!" sagte die Tochter. (For Alle.)

*

Es wird höchste Zeit

Ein junges Mädchen trat an den Postschalter: „Ist ein postlagernder Brief für mich angekommen?"

„Unter welchem Zeichen?" fragte der Beamte.

„Brennende Ungeduld!"

Der Postbeamte lächelte: „Ja, der Brief liegt schon seit vierzehn Tagen hier!"



„Meine Frau wird immer historisch, wenn ich mal spät nach Hause komme!"

„Sie meinen wohl hysterisch?"

„Nein — — historisch — — sie gräbt meine ganze Vergangenheit aus!"

„Ich wünsche mir eine hübsche Frau ...!"

Von Hilde von Hitzinger

Ist die häusliche Frau geschätzt? — Antwort auf diese Frage kann uns nur das Urteil des Mannes geben, denn es zeigt, wie er die Frau sieht und wie er sie wünscht. Das Schönheitsideal, das er sich von der Frau schuf, hat sich im Laufe der Zeiten oft geändert. Die Anforderungen jedoch, die der Mann an die Frau stellt, die er zu seiner Frau machen will, sind im allgemeinen erstaunlich gleich geblieben. In einer Chronik aus längst vergangenen Tagen steht geschrieben: „Eine Frau, die dem Manne auf Zeit und Dauer gefallen soll, muß artig sein im Wesen, damit der Mann ihr die Artigkeit vergelten kann. Sie wird ihm ein guter Kamerad sein, in schlechten Tagen beistehen, in guten Zeiten fröhlich sein mit ihm. Sie wird ein zufriedenes Gesicht machen am Morgen, so sie ihn begrüßt, und am Abend, wenn er heimkehrt. Sie wird nicht streiten um Kleinigkeiten und sich in großen Dingen seinem Urteil beugen. Aber sie wird ihm ihre Einsicht und ihr Verstehen mit sanften Worten kundtun. Sie wird das rechte Maß finden in der häuslichen Ordnung und auf das Wohl des Mannes bedacht sein ..." Ist das nicht die Vorstellung, der Wunschtraum, den sich jeder Mann von seiner zukünftigen Frau macht?

Daß die häusliche Frau geschätzt ist, darüber geben verschiedene Dokumente aus allen Zeiten Aufschluß. Im besonderen sind es Briefe berühmter Männer an ihre Frauen, Urteile von Zeitgenossen, Ehestatistiken, in unserer Zeit auch Rundfragen an das Publikum und letzten Endes auch die Heiratsanzeigen. Ratschläge, die von Männern bezüglich der Ehe gegeben werden, sind ebenfalls bezeichnend und sprechen sich größtenteils für die häusliche Frau aus. Als Stifters Bruder heiraten will, schreibt ihm der Dichter: „... sehe, ob ein Mädchen stille, einfach und sich selber treu ist ob sie reinlich und wirtschaftlich ist. Wer die größte Reinheit und Einfachheit hat, hat sie meist auch in der Seele, und wer seine Habe rechtlich zusammenhält, hält auch seine Sitten zusammen." Er, der nach diesem Grundsatz seine Wahl getroffen hat, kann nach langer Ehe seiner Frau schreiben: „... 26 Jahre sind es nun bald, daß wir vor dem Altar verbunden worden sind, und unsere Liebe ist immer gewachsen und wird bis in unser hohes Alter wachsen, wenn Gott uns gönnt, bis in dasselbe beieinander zu sein. Dein einfacher Wandel voll Redlichkeit, Deine Dir unberufene Ausübung der häuslichen und weiblichen Tugenden, Deine Zurückgezogenheit, Dein Fernsein von Prunk und Anmaßung, verbunden mit der Güte Deines Wesens, hat mich immer mehr und mehr mit Achtung erfüllt, hat mein Herz an Dich gefesselt mit den stärksten Ketten, die es für einen guten Menschen gibt."

Fragt man die jungen, heiratsfähigen Leute unserer Zeit, wie ihre Frau geartet sein soll, so bekommt man eine zwar weniger gefühlvolle, aber sehr ähnliche lautende Antwort. Dabei ist die Forderung, die Frau möge wirtschaftlich sein, überwiegend.

Das klingt sehr einfach, doch nur wir Frauen wissen, was für eine alles umfassende Forderung hinter dem kleinen Wort „wirtschaftlich" steht. Wirtschaftlich sein heißt: ein kleines Einkommen rationell verwerten, aus wenig viel machen, ein behagliches Heim schaffen, auch wenn es kaum langt, etwas dazu verdienen, wenn es knapp ist, und trotzdem fröhlich sein, anregend, womöglich geistig eingestellt. Ja, allen diesen Anforderungen muß die Frau gerecht werden, darf Mühe und Selbstverleugnung nicht scheuen, dies ist der Preis für die Anerkennung des Mannes, für die moderne vielgepriesene Freiheit und das Eheglück.

Vielen Frauen scheint dieser Preis zu hoch. Sie sind der Ansicht, daß jene Frauen in der Vergangenheit wie in der Gegenwart besser abschneiden, die ihre geistigen Fähigkeiten dazu verwenden, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen. In der Gegenwart heißt dies, einen Beruf ausüben, in der Vergangenheit waren solche Frauen die Inspiration berühmter Männer. Denn selbstverständlich können wir nur nach dem Schicksal bekannter Frauen urteilen. Ihrer Wesensart, ihrem Einfluß verdanken wir die schönsten Schöpfungen der Kunst, ihrem Ansporn geschichtliche Höchstleistungen.

Wie verhält sich der Mann dazu? Geht nicht jeder, auch der berühmte und geistreiche Mann, eine Ehe oder Lebensverbindung mit einer geliebten Frau ein, um ein gemütliches Heim zu haben und einen Menschen, der nur für ihn da ist? In der Natur der Sache liegt es, daß gerade solche Männer einen schlichten, geraden, unverbildeten Menschen suchen. Seelische Extasen sind seltene, oft einmalige Dinge, ein schönes ruhiges Feuer aber kann ein Leben dauernd beglücken. Wie kennen viele Ehen berühmter Männer, die mit ihren häuslichen Frauen recht glücklich waren, denn diese waren eben nicht nur „hausbacken", sondern haben am Leben und Schaffen ihres Mannes Anteil genommen als gute, treue Kameraden, wie sie auch heute gesucht werden.

Der illustrierte Sonntag
Verlag: C. Jos. Laumanns, Verlagsleiter: Friedr. Karl Laumanns. Hauptschriftleiter: (Emil Reuber, z. Zt. abwesend) i. V. Dr. Anton Hans Meyer. Anzeigenleiter: Herm. Schlepphorst, alle in Lippstadt. — Anzeigenpreis: 8 Pfg. pro 46 mm breite Anzeigenspalte. Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Reiben Sie Ihren Schinken ein
und zwar mit Witkop's Bamenit, dem gesetzlich geschützten Schinkenschutz, dann bleiben die Würmer und Maden fern. Ihre Hausschlachtung ist gesichert. Paket 35 Rpf. Zu hab. im Lebensmittel-, Drogen-, Klein- und Großhandel.

Landwirtssohn, 28 Jahre alt, mit kleinem Kotten und gutem Nebenverdienst, sucht ein einfaches Mädel im Alter von 22 bis 35 Jahren zwecks baldiger
Einheirat
kennen zu lernen. (Auch Witwe angenehm.)
Gefl. Zuschriften unter L M 36 an den „Illustr. Sonntag", Lippstadt, erbeten.

Für städtischen Haushalt auf dem Lande suche ich zum 15. Februar oder später ein in Küche und Haus erfahrenes, solides
Mädchen
Frau Cl. Wieschebrink, Neubeckum (Westf.), Zementwerk „Anna".

Lest die Heimatzeitung!

Wegen Krankheit des jetzigen wird zum 1. Februar oder später ein junges
Mädchen
für Haus- und Gartenarbeit gesucht.
Gut Ringe, Oestereiden.

Pfarrhaus im Kreise Lippstadt sucht für möglichst bald zuverlässiges junges
Mädchen
das mit der Haushälterin alle Arbeiten in Küche, Haus und Garten mitverrichtet. Vieh ist nicht vorhanden.
Schriftl. Meldungen mit Zeugnisabschriften unter O P 39 an den „Illustr. Sonnt.", Lippstadt.

Heiratswünsche im Ill. Sonntag finden stets Beachtung